

Michael Sukale

Platon, der erste Kartograph der Philosophie

Vortrag vor der philosophischen Gesellschaft Bremerhaven am 21. Januar 2010

Die philosophische Gesellschaft hat mir und den nachfolgenden Vortragenden zwei Fragen gestellt. Die beiden Fragen sind:

1. Welche Elemente unserer kollektiven kulturellen Orientierung hat der Philosoph, um den es geht, entscheidend mit geprägt?
2. Welche Orientierung im Denken leistet er bis heute?

In meinem Vortrag geht es um Platon und meine kurzen Antworten auf diese Fragen sind:

Obwohl schon vor Platon bedeutende Philosophen über die Welt und den Menschen nachgedacht und veröffentlicht hatten – die sogenannten Vorsokratiker – blieb es Platon vorbehalten, Umfang und Grenzen der philosophischen Inhalte und Methoden einer genaueren Prüfung zu unterziehen. Er stellte zusammen mit Sokrates den Unterschied zwischen Ding und Begriff heraus, entschied sich für die Philosophie als eine Wissenschaft von den Begriffen und entwickelte eine Ideenlehre, die den Begriffen zugrunde liegt. Seine Lehre von den höchsten Ideen – das Wahre, das Gute und das Schöne – begründete die drei philosophischen Disziplinen der Erkenntnistheorie (Epistemologie), Ethik und Ästhetik. In allen drei Gebieten zeigte er grundsätzlich verschiedene Positionen auf, die ein Philosoph vertreten kann, und zeigte deren Vor- und Nachteile. Platons Schriften wurden deshalb zu den wirksamsten Wegweisern für die europäische Philosophie, auch und gerade dann, wenn nicht seine eigene Position, sondern die seiner Kontrahenten übernommen wurden, die er in seinen Dialogen besprach oder erfand. Auch Heute noch können Platons Dialoge wie eine Landkarte der Philosophie gelesen werden, in denen zwar Platons eigene Wege deutlich markiert sind, die aber auch andere Wege aufweist, die

ebenso gangbar sind, wie die seinen und eher oder besser zu den jeweils angestrebten Zielen führen, die man für oder gegen ihn vertritt. Der Vortrag wird dies zunächst für die Erkenntnistheorie demonstrieren und es dann auch bei der Ethik und Ästhetik zeigen, wobei die heutige Philosophie eine besondere Berücksichtigung erfährt.

I Einleitung

Stellen Sie sich Folgendes vor: Vor etwa hundert Jahren hat ein kühner Entdecker eine große und bis dahin unbekannte Landmasse entdeckt. Er hatte sie zufällig gesehen, als er zu einer ungewöhnlichen Zeit und an einem unerforschten Ort am Rand der bekannten Landmasse entlang ging. Er begriff sofort, dass man dies neue Gebiet nur dadurch erreicht, dass man die bekannte Landmasse verlässt und einen Abgrund überspringt. Dies tat er, erkundete das neue Gebiet und machte sich Gedanken darüber, wie es mit den bekannten Landmassen zusammenhing. Seine eigene Theorie hierüber war kühn aber falsch, wie seine wenigen Nachfolger herausfanden, als sie dies neue Land bereisten und einige seiner Formationen genauer beschrieben. Nun stellen Sie sich weiter vor, dass Sie selbst der Schüler eines dieser Entdecker sind, der eine Hauptpassage zu und durch dies Land erforscht hatte, und Sie stellen sich die Aufgabe eine genauere Karte anzufertigen, auf der die begehbaren freien Flächen und Täler, die besteigbaren Berge und überquerbaren Flüsse verzeichnet sind, aber auf der auch die reißenden Flüsse sowie die gefährlichen Sümpfe, Wüsten und Abgründe zu sehen sind, die man bei der Durchquerung möglichst vermeidet. Ihre Karte soll den nachfolgenden Generationen helfen, nicht nur das neu gewonnene Land urbar zu machen, sondern auch das bekannte mit den neu zu entwickelnden Methoden der Urbarmachung zu verbessern und wohnlicher zu machen. Ihre Aufgabe wird dadurch erschwert, dass das neu gewonnene Land Strukturen besitzt, die völlig unbekannt waren, etwa neue Mineralien, andere Grundelemente, ungewöhnliche Licht- und Wasserverhältnisse und vieles mehr, für das sie neue Worte und Zeichen finden müssen – was alles dazu führt, dass Sie auch

noch einen neuen Beschreibungsstil entwickeln müssen, um Ihre Erkenntnisse dem Publikum allererst verständlich zu machen.

Und nun erinnern Sie sich an die Situation im antiken Griechenland, in der Platon aufwuchs und wirkte. Platon wird 427 vor Christus geboren, also etwa 120 Jahre nach dem Tod des Anaximander, Schüler und Freund des Thales aus Milet.

In den etwa hundertfünfzig Jahren, die zwischen dem Tod von Anaximander und dem Tod von Sokrates liegen, wird in der Philosophie viel spekuliert, über die vier Elemente zum Beispiel und über Streit und Liebe der Dinge untereinander (Empedokles), und über die logische Verschiedenheit oder faktische Verbundenheit von Sein und Werden (Parmenides und Heraklit!), und schließlich werden auch erste ethische Überlegungen angestellt. Aber dennoch: So beachtlich diese Fortschritte im Denken waren, sie blieben doch mehr oder weniger unverbunden und wurden in Sprüche und Dichtungen gekleidet. Die großen Fragen wurden zwar gestellt, führten aber nicht zu einem einheitlich organisierten und durch Argumente verbundenem Denkgewebe.

Außerdem muss daran erinnert werden, dass die griechischen Wissenschaften, vor allem Physik und Mathematik noch in den Anfängen steckten und erst in Platons Jugendzeit im Aufbruch waren. Die erzielten Fortschritte waren rein theoretischer Natur und nur in den kleinen Zirkeln der Fachgelehrten in ihrer Tragweite bekannt, die große Menge der Athener kümmerte sich nicht darum und lief lieber in die Amphitheater oder Sportarenen. Das ist doch heute noch genau so. Versuchen Sie doch einmal, den Fußballfans lange Vorträge über die Bedeutung der Entdeckung der Spiegelneuronen im Gehirn des Menschen nahe zu bringen.

Die erwähnten vorsokratischen Philosophen waren zwar Metaphysiker aber keine Physiker und sie waren zwar Weise aber keine Sozialwissenschaftler, denn sie kamen doch kaum hinaus über die anfänglichen vier Elemente von Feuer, Wasser, Luft und Erde und den Kräften von Anziehung und Abstoßung, und ihre Ethik bestand zumeist aus einer Sammlung beherzigenswerter Ratschläge und Sprüche.

Erst im 5. Jahrhundert erfahren die physikalischen und mathematischen Wissenschaften einen entscheidenden Aufschwung. Leukipp und Demokrit denken in

der Jahrhundertmitte erstmals über kleinste und unsichtbare Elemente nach – die Atome. Das war die erste wissenschaftliche Revolution in diesem Jahrhundert. Und dann, gegen Ende des Jahrhunderts – da war Platon Ende Zwanzig – wurde klar, dass es irrationalen Zahlen gibt, also solche Zahlen, die nicht als rationale Brüche ausgedrückt werden können. Das war die zweite wissenschaftliche Revolution, denn diese Zahlen waren bei den Pythagoräern nicht vorgesehen, aber sie entpuppten sich als das Maß bestimmter geometrischer Figuren (nämlich der Diagonalen von Quadraten und Rechtecken).

Platon war von den aufkeimenden Wissenschaften begeistert, und zwar nicht nur von der Mathematik sondern auch von dem Bemühen des Sokrates, eine wissenschaftliche Ethik zu begründen, er wollte daher diese Wissenschaften unterstützen und mit festen Prinzipien und Gesetzen untermauern. Platon wollte also nichts geringeres als einen Neuanfang aller Wissenschaften der Natur und des Menschen am Leitfaden der Mathematik und mit einem endlichen Fundus genauer Begriffe, die in logische Folgerungen eingezwungen und zu einem System zusammengeschlossen werden sollten. Und in der Tat gelang ihm dies. Aber wie?

II

Ding und Begriff

Platons Lehrer Sokrates hatte das große Verdienst und den Mut, zu behaupten, dass das Sammelsurium von Meinungen und Spekulationen vieler seiner Vorgänger kein wahres Wissen sei, das heißt aber: kein zusammenhängendes und begründetes Wissen. Sein Spruch, er wisse, dass er nichts wisse, war der Auftrag, Wissen im Sinne der hinreichenden Begründung und der notwendigen Verbindungen zur Aufgabe der Philosophie zu machen. Zu diesem Zweck schärfte er seinen Schülern zweierlei ein: Erstens wollte er keine noch so großen oder plausiblen Beispielsammlungen von Einzelfällen als Wissen anerkennen, sondern beharrte darauf, dass für wirkliches Wissen nur klar formulierte Behauptungen in Frage kommen, die einer Prüfung unterzogen und für wahr befunden werden. Zweitens

erwartete er, dass solche Behauptungen allgemeiner Art sind, das heißt Allgemeinbegriffe benutzen und miteinander in Beziehung setzen. Die Bedeutung dieser Allgemeinbegriffe war ihm besonders wichtig und er wurde nicht müde, zu zeigen, a) dass sie keine Namen sind, die auf einzelne Dinge *hinweisen*, sondern dass sie Eigenschaften sind, die auf viele Dinge *zutreffen* und b) dass sie nicht durch eine Aufzählung aller Dinge abgegrenzt werden können, sondern nur dadurch, dass man sie mit Hilfe anderer Allgemeinbegriffe definiert, die allerdings dann schon bekannt sein müssen.

Lassen Sie mich ein Originalbeispiel aus Platons Dialog *Menon* geben, um dies zu verdeutlichen.

Sokrates gibt das Beispiel des Gestaltbegriffs. Es gibt viele verschiedene Gestalten, zum Beispiel runde oder eckige Gestalten. Um nun den Gattungsbegriff „Gestalt“ so zu erklären „daß man nicht nur das Rechte antworte, sondern auch nur durch solche Merkmale, welche der Fragende ebenfalls eingeständig ist zu verstehen“, vergewissert sich Sokrates erst, dass Menon versteht, was eine Grenze ist und was ein Körper, und gibt dann seine Antwort:

Sokrates: Schon hieraus dürftest du demnach verstehen, was ich Figur nenne. Von jeder Figur nämlich behaupte ich: was den Körper begrenze, das sei Figur, oder kurz gefaßt, Figur sei die Grenze des Körpers.“

Ich habe von Sokrates gesprochen aber ich meine natürlich Platon, denn dieser Sokrates, von dem ich spreche, taucht nur in den Dialogen des Platon auf. Es war für Platon wichtig, genau zu unterscheiden zwischen dem *Ding* (oder Gegenstand), *das* (oder den) *es entweder gibt oder nicht gibt*, und dem *Begriff*, *der auf das Ding* (oder den Gegenstand) *entweder zutrifft oder nicht zutrifft* (bzw. unter den Dinge oder Gegenstände subsummiert werden können). Außerdem war es Platon wichtig, dass Philosophen und Wissenschaftler Sätze von allgemeiner Bedeutung aufstellen und verteidigen. Hierfür sind Begriffe nötig. Schon so scheinbar einfache Sätze wie:

'Sokrates ist weise' oder 'Sokrates ist ein Mensch' benötigen Eigennamen und Begriffe – in unserem Fall den Eigennamen 'Sokrates', der eine bestimmte Person *benennt*, und die Begriffe (oder Prädikate) „weise sein“ oder „Mensch sein“ – die auch auf andere Personen *zutreffen* können. Aber wirklich allgemeine Behauptungen oder Gesetze, wie zum Beispiel 'Alle Körper ziehen einander an' oder 'Alle Gestalten begrenzen Körper' verbinden nur Begriffe miteinander, gebrauchen also keine Eigennamen, die auf raum-zeitlich bestimmte Dinge zutreffen. Und schließlich – und vielleicht am wichtigsten! – geht es Platon darum, dass sich Philosophen und Wissenschaftler bei ihren Untersuchungen vom Ziel, die Wahrheit herauszufinden, leiten lassen. Daher ist die Wahrheit die große Leitidee der Philosophie und ersetzt die Metaphorik, deren sich die Dichter und Schriftsteller bedienen.

Dies ist der erste große Scheideweg, den Platon in der philosophischen Landschaft erkundet. Gedichte, Erzählungen und alle Metaphorik führen zu den Dichtern und Schriftstellern, aber nicht zu den Wissenschaftlern und Philosophen. Auch die Beschreibungen oder Nennungen von Einzelfällen genügen nicht, um als Wissenschaft oder Philosophie zu gelten. Nur Begriffe und mehrere durch diese verbundenen wahren Behauptungen gehören zur Philosophie und wahren Wissenschaft. Diesen Unterschied muss Platon zutiefst verstanden haben und es muss ihm Mühe gemacht haben, dies seinen Schülern überhaupt begreiflich zu machen, denn Erörterungen wie diejenigen, die wir im *Menon* kennen gelernt haben, tauchen in Platons Dialogen immer wieder auf.

III Ideen

Begriffe sind wie Eigennamen oder Beschreibungen sprachliche Ausdrücke. Eigennamen wie 'Sokrates' oder 'Europa' beziehen sich auf raum-zeitliche Dinge. Worauf beziehen sich Begriffe (Prädikate)? Worauf bezieht sich der Begriff „Stuhl“? Die sogenannten Essentialisten fragen hier: was *ist* ein Stuhl, was ist seine Kerneigenschaft, was ist sein „Wesen“? Was müssen wir verstehen, um den Begriff

'Stuhl' zu verstehen? Die Gegner der Essentialisten, die sogenannten Nominalisten würden sofort sagen: „Der Begriff „Stuhl“ hat keine Kerneigenschaft, hat kein „Wesen“, da gibt es gar nichts zu verstehen. 'Stuhl' ist das Etikett, das wir auf eine Klasse von Dingen kleben, und diese Dinge sind...“ Ja, und dann müssten die Nominalisten jedes einzelne Möbelstück der Welt, das sie 'Stuhl' benennen wollen, herbeischaffen oder beschreiben, so dass wir sie einfach *wahrnehmen* können. Würde auch nur ein solches Möbelstück fehlen, hätte sich der Begriff 'Stuhl' schon geändert, so locker wäre er. Platon und andere Essentialisten müssen einen festen Bezug finden und zum Beispiel sagen, der Stuhl sei ein Sitzmöbel und zwar ein für alle mal, unabhängig davon, ob es für diesen Begriff Belegexemplare gibt oder nicht. Sie bräuchten nicht einen Stuhl herbeizuschaffen, den man sehen kann, denn sie haben ja den Begriff 'Stuhl' auf den Begriff 'Sitzmöbel' bezogen, bzw. das Wesen eines Begriffs durch einen anderen Begriff angegeben, aber sie müssten darauf vertrauen, dass wir den zweiten Begriff verstehen, um den Begriff „Stuhl“ zu verstehen. Platon würde sagen, der Begriff ‚Sitzmöbel‘ sei die Idee, auf die sich der Begriff ‚Stuhl‘ bezieht. Damit sind wir aber unversehens in einem Reich der Ideen angekommen. Sind nun alle Begriffe auch Ideen? Manchmal scheint es so bei Platon, aber es ist etwas anders. Begriffe sind in Hierarchien geordnet und es sind die höherrangigen Begriffe, die man als die Ideen der niedrigeren Begriffe verstehen muss. Um nun zu verstehen, was es heißt, dass sich Begriffe wahrheitsgemäß auf andere Begriffe beziehen, müssen wir verstehen, welche Begriffe die höher- bzw. höchstrangigen Ideen sind, auf die sich die anderen Begriffe beziehen. Die höchsten Ideen oder aber die grundlegendsten – hierbei können wir uns die Sprachregelung auswählen – sind diejenigen, die wir gebrauchen, um alle anderen Begriffe zu definieren oder mit zu definieren, die wir aber dann selbst nicht mehr definieren, also auf andere Ideen zurückführen können. Diese Höchsten Ideen oder – wie wir heute sagen würden – diese Grundbegriffe müssen in anderer Weise verstanden werden als die anderen Begriffe, die man mit ihrer Hilfe verstehen kann. Hier hilft dann so etwas wie eine selbstevidente Intuition oder *Eingebung*. Platon hat drei höchste Ideen ausfindig gemacht, dies sind die Ideen des Wahren, Guten und Schönen. Immer wieder hat er

versucht, andere Ideen auf diese Ideen, d.h. Also: andere Begriffe auf diese Begriffe, zurückzuführen.

An manchen Stellen behauptet Platon, das Gute sei die höchste Idee überhaupt. Allerdings gibt es auch Stellen, wo Platon behauptet, das Wahre sei die höchste oder ursprünglichste Idee. Zwischen dem Wahren und Guten als höchster Idee schwankt Platon also, aber das soll uns in diesem Zusammenhang nicht stören, denn es kommt mir nur darauf an, dass Platon bei den höchsten Ideen versucht, sie gegenseitig zu erhellen, indem er Behauptungen aufstellt, die diese Ideen miteinander verschränken. Das wird natürlich oft belächelt und als zirkulär abgetan, aber ich erinnere Sie daran, dass es etwas ganz analoges in der modernen Wissenschaftstheorie gibt. Bei jeder Wissenschaft gibt es Grundbegriffe, die innerhalb der Wissenschaftssprache, die gebraucht wird, nicht definiert werden können. Der moderne Trick ist dann, diese Grundbegriffe in den obersten Axiomen der jeweiligen Wissenschaft zu gebrauchen und so „implizit“ und das heißt: *beiläufig* zu definieren. Ich meine, dass sich dieser moderne Weg nicht wesentlich von Platons Weg entfernt, außer, dass er den Finger etwas präziser auf die Wunde legt. Es bleibt der Grundsatz, dass das, was man nicht definieren kann aber braucht, eben anders verstanden werden muss, entweder durch Umschreibung oder verstehende Einfühlung oder durch Offenbarung oder Eingebung, was oft beschönigend als Selbstevidenz beschrieben wird.

Kann man also Wahres und Positives über die Ideen behaupten, dann müssen Ideen in irgend einer Weise existieren. Platon hat in der Tat diese Konsequenz gezogen und behauptet, die Ideen existierten in einem eigenen Bereich, der nur Immaterielles umfasse und sich nicht mit dem Reich der Materie überlappe. Mit der scheinbar schlichten Trennung zwischen Begriffen und Dingen sind wir unversehens in Platons Reich der Ideen gelandet und müssen uns mit seinem dualistischen Weltbild abfinden, es sei denn, wir könnten ein Weltbild entwerfen, in dem es keine Begriffe oder keine Dinge gibt. Der erste Weg führt uns zu einem radikalen Materialismus, der zweite zu einem radikalen Idealismus. Beide Wege sind nach Platon gegangen worden, die Materialisten mussten zeigen, wie Begriffe aus den wahrnehmbaren Dingen hervorgezaubert werden können ohne die Dinglichkeit zu verlassen, ein Vorgehen,

das Platon im *Phaidon* geschickt abwehrte, die Idealisten konnten nicht umhin, die Existenz der Materie zu leugnen und die Wahrnehmung zur Illusion zu machen. Und immer wieder wurde und wird versucht, diesen Knotenpunkt der Philosophie zu umgehen. Wie dem auch sei, jedenfalls bleibt, dass Platon diesen großen Scheideweg der Philosophie erkannt und beschrieben hat. Dies bleibt durch die gesamte europäische Philosophiegeschichte und auch heute sein Verdienst. Seinem Weg braucht man ja nicht zu folgen, solange man von ihm lernt, welche Konsequenzen der eigene Weg hat.

IV Das Lernparadox

Ich habe damit meine Überlegungen zu Platons Epistemologie im wesentlichen abgeschlossen, möchte aber an einem Beispiel zeigen, wie fruchtbar es ist, erkenntnistheoretisch an Platon entlang zu denken. Bei vielen Philosophen gibt es gewisse Schaltstellen, die über den Fortgang der Argumentation entscheiden und hierfür mehrere Möglichkeiten bieten. Je nach dem, wohin der Schalthebel bewegt wird, kann sich das bislang Vorgetragene verschärfen, ändern oder gar in eins seiner Gegenteile verkehren. In seinem Dialog *Menon*, den ich nun schon mehrmals zitiert habe, gibt es eine solche Stelle, an der Platon ein offenbar zu seiner Zeit schon vorliegendes Paradox bespricht, das sogenannte Lernparadox. Wir wenden uns dem zu.

Nachdem Menon mehrmals versucht hat, zu definieren, was Tugend ist, und immer wieder von Sokrates zurückgewiesen wurde, fordert Sokrates den Menon erneut auf, Tugend zu definieren. Als Menon passen will und sagt, er könne das ja nicht, weil er nun ebenfalls wie Sokrates nichts wisse, bietet Sokrates scheinbar großmütig an, er wolle mit Menon zusammen untersuchen, was die Tugend sei. Da wird Menon bockig und schlau zugleich und es entspinnt sich folgender Schlagabtausch:

MENON: Und auf welche Weise willst du denn dasjenige suchen, Sokrates, wovon

du überall gar nicht weißt, was es ist. Denn als welches besondere von allem, was du nicht weißt, willst du es dir denn vorlegen und so suchen? Oder wenn du es auch noch so gut träfest, wie willst du denn erkennen, daß es dieses ist, was du nicht wußtest?

SOKRATES: Ich verstehe was du sagen willst, Menon! Siehst du was für einen streitsüchtigen Satz du uns herbringst? Daß nämlich ein Mensch unmöglich suchen kann, weder was er weiß, noch was er nicht weiß. Nämlich weder was er weiß, kann er suchen, denn er weiß es ja, und es bedarf dafür keines Suchens weiter, noch was er nicht weiß, denn er weiß ja dann auch nicht, was er suchen soll.

MENON: Scheint dir das nicht ein gar schöner Satz zu sein, Sokrates?

SOKRATES: Mir gar nicht. (St. 80-81)

Wir haben es hier nicht eigentlich noch mit keinem Paradox zu tun sondern mit einem Dilemma, das nur zwei Auswege lässt, von denen jeder den Begriff der wissenschaftlichen Untersuchung oder überhaupt des Lernens als leeren Begriff entlarvt, der auf nichts zutreffen kann. Offenbar kann es das Lernen nicht geben. Rein logisch ist der Beweis, dass das Untersuchen bzw. das Lernen entweder überflüssig oder unmöglich ist, nicht anzugreifen. Dass wir irgend etwas – nennen wir es x – entweder wissen oder nicht wissen, ist die bloße Anwendung der Formel: A oder nicht A, dies ist das sogenannte logische Gesetz vom ausgeschlossenen Dritten. Dies zugegeben folgen die beiden Fälle von selbst und deren Deutung wird plausibel.

Wenn wir diese Argumentation akzeptieren, dann können wir Schulen und Universitäten schließen, denn Wissen durch induziertes Lernen zu vermitteln oder durch Untersuchungen allererst zu erwerben macht dann keinen Sinn. Wir könnten Milliarden sparen und dazu verwenden, den Banken alle paar Jahre ihr großes Finanz- und Bonusfest zu gönnen statt es als Krise zu verschreien. Aber das Dilemma wird natürlich zum Paradox, wenn wir es zähneknirschend akzeptieren und dennoch

darauf beharren, dass es das Lernen und den wissenschaftlichen Fortschritt gibt und dass beides notwendig ist. Denn dann behaupten wir entweder, dass es den Lern- und Wissensfortschritt gibt und nicht gibt, oder dass beides nötig ist und nicht nötig – ein Widerspruch, der sich in zwei Wassern gewaschen hat.

Wie kommt man aus diesem Dilemma heraus? Ich zähle vier Möglichkeiten auf, die in der Philosophie aufgegriffen worden sind. Die erste und vielleicht radikalste Möglichkeit, dem Dilemma zu entgehen, ist, betrifft die *Logik* und den Versuch, das Gesetz vom ausgeschlossenen Dritten aus der Logik zu entfernen. Dann kommt das Dilemma von vornherein nicht zustande. Wird dies Gesetz in der Logik abgeschafft, hat dies den Nachteil, dass die sogenannte Schlusslogik sehr beschnitten wird, denn mit diesem Gesetz vom ausgeschlossenen Dritten kann man in der Mathematik sehr viel beweisen, was man ohne dies Gesetz nicht beweisen kann, von dessen Wahrheit wir aber überzeugt sind. Die sogenannten *Intuitionisten* unter den Logikern aus dem vorigen Jahrhundert haben dies in Kauf genommen, um nur positive Beweisführungen zuzulassen, und einige Physiker der Quantentheorie haben sich hierbei gerne angeschlossen, weil sie glauben, dass es im subatomaren Bereich das „Dritte“ gibt. Jedenfalls steht bei diesem Ausweg die *Logik* und das logische *Schließen* oder Schlussfolgern im Mittelpunkt, das sie lieber eng begrenzen als dass sie sich mit Paradoxen herumschlagen.

Eine zweite Möglichkeit ist, die Begriffe des Wissens und Nichtwissens nicht als kontradiktorische Gegenteile zu begreifen, auf die man nur mit Ja oder Nein reagieren kann, sondern als polare Begriffe, die über eine lange Skala ineinander überführbar sind. Dann könnten Ahnungen, Halbwissen und Wahrscheinlichkeiten vom Nichtwissen zum Wissen führen. Jede Entzifferung oder Aneignung einer unbekanntem Schrift oder Sprache oder einer ganzen Kultur bedient sich dieser Methode, die, von der Auslegung der Bibel her, auch einen eigenen Namen bekommen hat: Es ist die *Hermeneutik*, die in Deutschland von den Philosophen Heidegger und Gadamer vertreten und als Universalmethode der Philosophie deklariert worden ist. Dies Vorgehen ist allerdings an eine Bedingung geknüpft, es braucht etwas unumstößlich Gegebenes, ein *Phänomen*, als Ausgangspunkt, das im

Prozess der Auslegung mehr und mehr *verstanden* wird. Im Mittelpunkt einer solchen *Hermeneutik* steht nicht das Wissen, sondern das *Verstehen*.

Die dritte Möglichkeit, das Lernparadox abzuwehren, besteht darin, Widersprüche auf einen ursprünglichen Widerspruch zurückzuführen und diesen dadurch zu überwinden, dass man einen neuen oder mehrere neue Begriffe findet oder erfindet, der oder die die widersprüchlichen Begriffe in sich einbegreift und so „aufhebt“. Diese Methode, die alle begriffliche Statik vermeidet und zur Voraussetzung hat, dass ein metaphysischer Dualismus in einen Begriffsfluss überführt und dadurch in eine weiterführende Bewegung gebracht hat, hat ebenfalls einen Namen, es ist die *Dialektik*, die von Platon selbst vertreten wurde und die in Deutschland von Hegel neu begründet wurde. Man denke nur an den Anfang von Hegels *Logik*, in der die widersprüchlichen Begriffe des Seins und des Nichts durch den neuen Begriff des Werdens in einen Begriffsfluss gebracht werden, der schließlich im absoluten Geist, der alle Begriffe übersteigt, sein erfülltes Ende findet. Im Mittelpunkt einer solchen *Dialektik* steht das *Begreifen* – bis zum „Geht-nicht-mehr“. Platon hat dies sehr schön im sogenannten Siebten Brief beschrieben. Da schreibt er, man müsse „beide Gebiete studieren, sowohl das unwahre als auch das wahre des ganzen Seins mit allem Mühe- und Zeitaufwand“, und bemerkt dann: „wenn wir hierbei ohne leidenschaftliche Rechthabereien die rechte dialektische Methode anwenden, dann erst geht uns das Licht der rein geistigen Wahrnehmung und der reinen Vernunftauffassung des inneren Wesens der Dinge auf.“ (St. 344, Wiegand)

Dies führt uns gleich zur vierten Auflösung des Lernparadoxes, die Platon selbst bevorzugte, denn er leugnet nicht, dass die Philosophen wissen haben können, aber er meint, dass zwar unablässiges Vergleichen von Gesprochenem und Wahrgenommenem bezüglich ihrer wahren oder falschen Behauptungen Voraussetzung für den Wissenserwerb sind, dass aber das letzte und höchste Wissen um das Wahre, Gute und Schöne dann nur in einer Art Offenbarung über uns kommt, also nicht gelernt werden kann, und dass über eine solche Offenbarung gar nicht geredet oder geschrieben werden kann: „Denn in bestimmten sprachlichen Schul-Ausdrücken darf man sich darüber wie über andre Lerngegenstände gar nicht

aussprechen, sondern aus häufiger familiärer Unterredung gerade über diesen Gegenstand sowie aus innigem Zusammenleben entspringt plötzlich jene Idee aus der Seele wie aus einem Feuerfunken das angezündete Licht und bricht sich dann selbst weiter seine Bahn.“ (St. 341, Wiegand) Als Erklärung bietet er dann an, die Seele sei schon vor der Geburt da gewesen, hätte alles Erfahr- und Wissbare gekannt und würde sich dessen im jetzigen körperlichen Leben nur wiederinnern: „Denn das Suchen und Lernen ist demnach ganz und gar Erinnerung“ (St. 81). Dies ist seine berühmte Anamnesis-Lehre, die Sokrates im Anschluss an das Lernparadox vorträgt. Diese *Theologie des Offenbarens* ist von vielen christlichen Kirchenlehrern mit und seit Augustinus gerne akzeptiert worden, jedenfalls dann, wenn es um die Glaubensgewissheit ging, und viele Philosophen, die ihre Philosophie auf letzte Grundprinzipien gründeten, wie zum Beispiel Descartes, haben sich dieses Modells bedient, wenn sie von der Selbstevidenz ihrer höchsten Axiome und Prinzipien ausgingen, mit deren Hilfe sie alle ihre anderen Behauptungen begründeten. Als moderner deutscher Philosoph, der sich ausführlich und kritisch mit dieser Art von Philosophie auseinandergesetzt hat, sei Hans Albert genannt.

Wer meint, dass eine Auseinandersetzung mit dem Offenbarungsmodell des Wissens nur dann lohnt, wenn man sich mit der Religion und speziell mit dem christlichen Glauben, anlegen will, sollte noch einmal nachdenken, denn es gibt eine säkularisierte Form dieses Modells, das gerade heute sehr wohl genauer unter die Lupe genommen wird. Ich meine die philosophische Frage, welche Rolle der Zufall in der Welt und beim Wissen spielt. Im Mittelpunkt einer solchen Philosophie steht das Neue, denn gerade in solchen Fällen, in denen ganz neues Wissen gefunden wird, das zunächst gar nicht mit dem schon vorhandenen Wissen in Einklang gebracht werden kann, handelt es sich oft um bloß zufällige Einfälle, die sich später als wahr erweisen und neue Wissensbestände allererst ermöglichen. Solches Wissen, was einem einfach nur zufällt aber unmittelbar einleuchtet, wird auch intuitives Wissen genannt, wenn kein äußerer Anlass bekannt ist, und das kommt oft im Kleinen und manchmal im Großen vor. Die Frage stellt sich, wie ein solches plötzlich auftauchendes Wissen überhaupt möglich ist. Eine Antwort könnte auf die moderne

Physik zurückgreifen, die behauptet, dass die ganze Welt nur aus Wahrscheinlichkeiten besteht – eine Idee, die mit der Quantentheorie aufgekommen ist. Aber auch die sehr modernen und trendorientierten futurologischen Forschungen sowie die in den letzten Jahrzehnten entstandenen Institute zur Technologiefolgenabschätzung und die Kreativitätsforschung haben es genau mit diesem Phänomen zu tun, wenn sie die Frage nach dem Neuen stellen und es auch noch bewerten wollen.

Ich komme zum Schluss dieses Abschnitts. Das Lernparadox des Platon hat uns als philosophische Drehscheibe gedient, die uns nacheinander zur Logik des Schließens, zur Hermeneutik des Verstehens, zur Dialektik des Begreifens und zur Theologie des Offenbarens sowie zu dessen säkularisierter Form, zum Vordenken des Neuen geführt hat. Da kann man doch füglich behaupten, ich hätte Ihnen gezeigt, dass und wie uns Platon noch heute im Denken orientiert.

V Tugend und Gerechtigkeit

Lassen Sie mich nun ein Wort zur Ethik sagen. Die moderne Ethik ist eine Theorie über gute und schlechte *Handlungen*, und die moderneren ethischen Theorien können nach den Gründen klassifiziert werden, aus denen Handlungen vollzogen werden. Kants Pflichtethik operiert mit dem kategorischen Imperativ als dem Maßstab guten Handelns, dagegen operiert jeglicher Konsequentialismus und/oder Utilitarismus mit den Konsequenzen oder Wirkungen als ethischem Maßstab. Natürlich haben auch die Griechen gute und schlechte Handlungen im Auge, wenn sie es als selbstverständlich erachteten, dass man den Freunden Gutes antun müsse und den Feinden Böses antun dürfe. Aber erstens ist es für die Griechen der tugendhafte Charakter, der hinter allem guten Handeln steht und deshalb den Mittelpunkt ihrer Ethik ausmacht, und zweitens heißt das griechische Wort *ethika* die *Gewöhnung*, und genau diese ist es ja, die den Charakter erzieht und letztlich ausmacht. Aber jedenfalls: Die Tugend- und Charakterlehre zieht sich durch die

ganze europäische nachgriechische Philosophie wie ein roter Faden und ist auch heute noch nicht ausgerottet – und warum auch?

Die ganze mittelalterliche Lehre von den Tugenden und Lastern geht auf die Ethik des Aristoteles zurück, dass aber erst einmal überhaupt die Frage aufgeworfen wurde, was die Tugend sei und inwiefern sie mit der Erkenntnis zusammenhängt, und ob sie außerhalb der Vernunft angesiedelt ist, das verdanken wir Platon. Und wieder gilt, wir mögen Platons eigene Antwort ablehnen, aber seine Frage und seine Art, mögliche Antworten auf sie zu finden, sind immer wieder der Anstoß für die Philosophie gewesen, und das ist heute so und wird wahrscheinlich noch lange so bleiben.

Es gibt eine spezifischere Frage der Ethik, die Platon gestellt und beantwortet hat, die wohl solange bestehen bleiben wird, als es unter den Menschen Unterschiede gibt und sie miteinander in Gemeinschaft leben und mit Rücksicht aufeinander handeln müssen. Das ist die Frage der Gerechtigkeit. Ihm hat Platon ein ganzes Buch gewidmet, die *Politeia*, in deutsch: *Der Staat*. Es ist sein berühmtestes und vielleicht wichtigstes einzelnes Werk. Ich gehe nur auf dessen Erstes Buch ein, das zunächst ein einzelner Dialog gewesen sein soll, und das nach dessen Hauptfigur Thrasymachos genannt werden müsste.

Nachdem sich Sokrates, der hier als Erzähler des Dialogs auftritt, und Polemarchos einen artigen Schlagabtausch darüber gegeben haben, ob Gerechtigkeit sei, seinen Freunden Gutes, seinen Feinden aber Böses zu tun, tritt Thrasymachos auf.

„So höre denn, sagte er: Ich behaupte, daß das Gerechte nichts anderes ist als das dem Überlegenen Zutragliche.“

Thrasymachos behauptet also: Recht ist was dem Mächtigen nützt. Und Sokrates kontert dann später: Recht ist, was dem nützt, für den der Mächtige arbeitet. („Also, sage ich, auch kein anderer, Thrasymachos, der irgend etwas regiert, erforscht und gebietet, sofern er Regierer ist, das ihm selbst Zutragliche, sondern das dem Regierten und dem, für welchen er arbeitet, Zutragliche, und auf ihn hinblickend und auf das, was ihm zuträglich und geziemend ist, spricht und tut er alles, was er spricht und tut.“ [342 St.]

Auf den weiteren Verlauf des Ersten Buches brauche ich nicht weiter einzugehen,

denn die beiden Positionen sind deutlich genug geworden. Es genügt, zu erwähnen, dass Thrasymachos dem Sokrates schließlich zähneknirschend zustimmt, dass aber die Argumente des Sokrates sehr schwach sind und bei weitem nicht ausreichen, die Position des Thrasymachos: Macht ist Recht, zu widerlegen. Thrasymachos besteht nämlich darauf, dass es den mächtigen „Ungerechten“, die ihre eigenen Interessen durch das von ihnen verordnete „Recht“ untermauern, bei weitem besser geht, als den sokratisch „Gerechten“, die den Mächtigen zu gehorchen haben. Das wußte auch Platon selbst, denn er fängt das zweite Buch vom *Staat* damit an, dass Sokrates den Versuch startet, eine fiktive Gesellschaft und deren Staat so aufzubauen, dass zum Schluss ersichtlich ist a) dass sich diese Gesellschaft so strukturiert und dessen Staat solche Gesetze macht, dass das Prinzip „Jedem das Seine“ (suum cuique) zum Tragen kommt und dass b) dadurch alle zufrieden und glücklich werden können. Der wichtige Punkt dabei ist, dass das Handeln eben nicht durch das eigene Interesse gelenkt werden sondern durch die Gesetze, die von allen getragen werden und über den Schwachen und Mächtigen gleichermaßen regieren. Und außerdem schreibt Platon gegen Ende des dicken Buches, dass erst jetzt, wo alles, was für diesen gerechten Gesellschafts- und Staatsaufbau gesagt ist, dem Thrasymachos wirklich eine Antwort zuteil geworden ist: Ja, es gibt die Gerechtigkeit, man kann sie begrifflich fassen und die gerechte Gesellschaft genauer beschreiben, das heißt, nicht nur ihr Ziel bestimmen, sondern auch die Arbeitsteilung und die dazu nötige soziale Schichtung und die Verteilung der Güter genauer umreißen. Damit ist dem Satz „Das Gerechte ist das dem Überlegenen Zuträgliche“ durch ein konstruiertes Gegenbeispiel erfolgreich widersprochen.

Doch die große Frage ist: Ist das wirklich so?. Es ist zwar wahr, dass diese erste Utopie Dinge verspricht, die sogar uns gefallen könnte. Die Frauen werden den Männern in Ausbildung und Tätigkeiten gleichgestellt, alle haben den gleichen Zugang zur Bildung, die Begabten werden gefördert und jedem wird eine Aufgabe übertragen, die seinem Talent und Können entspricht – und vieles mehr. Aber könnte der platonische Staat wirklich realisiert werden? Es stellt sich zum Beispiel heraus, dass die sogenannten Wächter, also die Polizisten, ein materiell dürftiges Leben

führen müssen und dies durch ihren Idealismus und ihre absolute Treue zum Staatsziel ausgleichen. Und die Lenker des Staates dürfen nicht machtgerig sein und so wenig persönlichen Gewinn aus ihrer Stellung schlagen, dass man sie sogar zwingen muss, die entsprechenden Posten überhaupt anzunehmen. Ausserdem soll eine heute etwas grauslich anmutende Rassenpolitik die Menschen verbessern und eine einseitig auf das Wissen ausgerichtete Bildungspolitik soll wohl auch die Unmut vermeiden helfen, die aus der ungleichen Güterverteilung entspringen könnte, die sich nicht am freien Markt orientiert sondern an einer sozialistischen Planwirtschaft. Raimund Popper hat in seinen zwei Büchern über *Die offene Gesellschaft und ihre Feinde* das platonische Gesellschafts- und Staatsmodell als Totalitarismus gebrandmarkt und aufs schärfste kritisiert. Schon Aristoteles war davon überzeugt, dass Platons Vision auf einem falschen Menschenbild aufbaut und hat in seinen Schriften zur Politik und Ethik entsprechende Korrekturen vorgenommen. Aber ich meine, dass auch er die Faktoren der Machtgerig und des Egoismus eher unterschätzt hat, wiewohl sie doch Thrasymachos so klar in den Vordergrund gestellt hatte, dass man sie nicht übersehen konnte.

Alle nachfolgende griechisch-römische und christliche Ethik hat den Thrasymachos auf die leichte Schulter genommen, aber mit und seit der anbrechenden Neuzeit geistert Thrasymachos unüberhörbar durch die politikwissenschaftliche Literatur und unterminiert die Anthropologie und Ethik. Machiavelli und Hobbes waren die Vorreiter. Machiavelli hatte bloß die egoistischen Interessen der Machthaber im Auge, die ihre Stellung halten wollten, und verschrieb ihnen für Notfälle einigermaßen zynische Handlungen als Medizin, aber das war als Realpolitik gedacht und sollte die alten Tugenden nicht unterhöheln. Ja er meinte sogar, die Tugend auf die Höhe der Realpolitik zu stellen, welche die Griechen als arete und und die Römer als virtus bezeichneten und lobten, die Tugendlehre bleibt bei ihm erhalten. Ganz anders Hobbes, der die Gier nach Macht und Mitteln ins Menschenbild aufnimmt, sie als von der Natur gegeben hinnimmt, und sowohl das Ziel der griechisch-römisch-christlichen Ethik, das höchste Gut (summum bonum) zu erreichen, als auch die Tugendlehre als Ganzes ablehnt und verhöhnt. Die zwischenmenschlichen

Handlungen sind bei ihm letztlich durch Gier und Egoismus bestimmt und die Menschen nur durch einen Totalitarismus davon abzuhalten, die Menschheit in einen Krieg eines jeden gegen jeden zu stürzen. Auch Montesquieu hat dieses Bild übernommen, aber er hat allerdings versucht zu zeigen, dass der Totalitarismus vermieden werden kann, wenn der Staat so aufgebaut wird, dass sich die drei Gewalten der Legislative, Exekutive und Gerichtsbarkeit gegenseitig in Schach halten. Und wie steht es in unserer Zeit? Der Soziologe Ferdinand Tönnies hat mit seiner Klassifizierung menschlichen Zusammenlebens als gemeinschaftliches oder gesellschaftliches zwar versucht, für die Gemeinschaft die aristotelische Vorstellung vom *zoon politikon* zu bewahren und den Hobbes'schen Menschen in die Michtmechanik der Gesellschaft zu schieben, aber Max Weber hat wiederum Hobbes die Ehre gegeben, wenn er vom „ewigen Kampf des Menschen gegen den Menschen“ spricht und den *Thrasymachos* wiederholt, wenn er das Recht als das Resultat des Machtkampfes innerhalb der Gesellschaft zurückführt und zum Beispiel behauptet, die Verteidigung des sogenannten „Naturrechts“ sei ein Kampfmittel revoltierender Massen.

Und schließlich: Muss ich Sie in diesem Zusammenhang daran erinnern, wie sehr heute das möglichst unabhängige Individuum mit seinen höchst privaten Bedürfnissen und der Marktkampf ins Zentrum des Interesses gerückt ist? Ich denke, dass dies nicht nötig ist. Aber sehen Sie: Diese ganzen Diskussionen und Auseinandersetzungen sind bei Platon vorgezeichnet und daher wird es immer wieder wichtig sein, seine ethischen und politischen Schriften zu lesen, um an die Grundfragen erinnert zu werden.

VI Schönheit und Kunst

Die zukünftige Polis, die Platon beschrieb, sollte körperlich gesunde und starke Krieger, gerechte, tugendhafte und vernünftige Bürger, und schließlich hervorragende Staatslenker hervorbringen, die außerdem noch wissenschaftlich

denken, weise handeln und die Idee des Guten schauen konnten. Das alles sollte durch eine mehrstufige Erziehung mit mehreren Fächern erreicht werden. Die Grundstufe bestand aus der Gymnastik und dem praktischen Musizieren, damit durch Körperbeherrschung die Bewegung gestärkt und durch Singen und das Spielen von Instrumenten Gleichmaß erlernt wird. In der Aufbaustufe gab es die mathematischen und die von diesen abhängigen Wissenschaften. Die letzte und höchste Bildungsstufe wurde durch die Dialektik erreicht, die eine voraussetzungslose Einsicht in das Wesen der Welt vermittelt, ohne über den Umweg der Erfahrung zu laufen (Platon, *Der Staat* VII, 522-532).

Es fällt auf, dass außer der Musiktheorie keine Künste bei dieser Erziehung eine Rolle spielen. Es ist ja bekannt, dass Platon die Dichtung sowie Malerei und Bildhauerei sehr abschätzig beurteilt hat. Und von Rechtsgelehrsamkeit und Rhetorik hört man bei Platon außer Schmähungen so gut wie nichts.

Platons Ablehnung der Künste, mit der Ausnahme der Musik, die er dafür nach Melodie und Tonart gewaltig einschränkt, ist ziemlich unverschämt. Aber Platon verstand sich als streng wissenschaftlicher Philosoph, der wie die Mathematiker allein mit Hilfe des Denkens wahre Prinzipien und Gesetze aufstellte. Er war regelrecht besessen von der Wahrheit und den wahren, unumstößlichen Ideen, ein Feind der Phantasie und Freund der Theorie.

Dies mag als Erklärung für Platons Wissenschaftsgläubigkeit genügen. Aber Sie werden fragen: Was ist denn nun mit dem Schönen? Platon hat doch ausdrücklich nicht nur vom Wahren und Guten, sondern vom Wahren, Guten und Schönen gesprochen. Meine Antwort ist: das kann ich nicht, denn und zwar aus folgenden drei Gründen. Für Platon war mal die Idee des Wahren, Platon hatte keine eigene Theorie des Schönen, weil er das Schöne mit dem Guten identifizierte (402b).

Warum ist dies alles so wichtig? Es ist deswegen wichtig, weil Platons ungeheurer Einfluss und die Erfolge seiner Schule – zu der ich auch die Erfolge der aristotelischen Schule rechne – die Wirkung hatte, dass die Wissenschaften den Künsten den Rang abliefen. Hinfort war das Wissen etwas Besseres und die Künste wurden zum bloßen Können herab gestuft. Außer der Musiktheorie waren die Künste

in den sogenannten *artes liberales*, also die Fächer, die ein jeder gebildeter Bürger studieren sollte, nicht mehr vertreten, und dies blieb so durch die ganze griechische und römische Antike und durch das ganze christliche Mittelalter hindurch – natürlich mit diversen Veränderungen und Überlagerungen.

Leonardo war einer der Letzten, die sich ernsthaft mit der Einteilung und Rangordnung der freien Künste auseinandersetzten. Leonardo wollte zeigen, daß die Malerei nicht nur die beste Kunst, sondern auch die beste und höchste, weil grundlegendste aller Wissenschaften ist. Das ist allerdings kühn, denn Leonardo versucht es in einem Zeitalter zu zeigen, in dem die Künste mit Ausnahme der Musik nicht einmal annäherungsweise als Wissenschaften klassifiziert wurden. Ausgerechnet die Kunst, die in der Stufenordnung der Künste und Handwerke am weitesten zurückgeblieben war, soll nach Leonardo die erste aller Wissenschaften und Künste sein.

Sie sehen: Ebenso unverschämt, wie Platon die Wissenschaften allen Künsten vor die Nase gesetzt hatte, setzte nun Leonardo eine der niedrigsten Künste vor die Nase der Wissenschaften. Das hatte nicht die Wissenschaft, wohl aber Platon verdient.

Im übrigen ist zu sagen, dass die Antike und die Neuzeit ganz andere Dinge als „schön“ bezeichneten. Bei Platon sind es Personen, die schön sind, erst in der neueren Zeit, vielleicht seit der Renaissance und philosophisch erst seit Kant und seinen Nachfolgern, sind leblose Objekte dasjenige, was „schön“ genannt wird. Ein kleiner Hinweis: In unserer Kultur empfinden sowohl Männer wie Frauen, dass Frauen „schön“ sind oder sein können. Aber ist damit vielleicht nicht auch vor allem ihre Attraktivität gemeint, so wie es wohl auch die Griechen von den Jünglingen behaupteten? Und ist es nicht bemerkenswert, dass Frauen Männer viel seltener „schön“ finden, sondern sie meist als „interessant“ bezeichnen, wenn sie von ihnen angezogen sind?

Ein weiterer Hinweis soll diese Betrachtung abschließen. Leonardo stand am Beginn der neuzeitlichen Wissenschaften, die diese Betrachtungsweise nur scheinbar für immer überholten, denn sie kam am Ende des 19. Jahrhunderts im Gewand der Auseinandersetzung zwischen Geistes- und Naturwissenschaften zurück, und die

Auseinandersetzung, die sich damals entspann und darum ging, ob das geisteswissenschaftliche Verstehen und das naturwissenschaftliche Erklären zwei sich gegenseitig ausschließende wissenschaftliche Methoden sind, - diese Auseinandersetzung hat sich auch heute wieder erneut erhoben, nämlich in der Diskussion um die „zwei Kulturen“ .

VII Vernunft und Emotion

Ich komme zu einem heiklen letzten Thema, das ein tief liegendes Problem bei Platon berührt. Platon lässt das Denken von den Emotionen so verschieden sein, dass sich beide Prozesse gegenseitig ausschließen. In Platons Dialog *Ion* wird dies sehr schön gezeigt. Sokrates behauptet dort vom Dichter, er sei „nicht eher vermögend zu dichten, bis er begeistert worden ist und bewußtlos und die Vernunft nicht mehr in ihm wohnt.“

Nun kann man allerdings fragen, wie der Dichter, der die Botschaften der Götter im Rausch der Begeisterung erfahren hat, diese Botschaft an sein Publikum weiterreicht. Um zu zeigen, wie die Dichter ihre Botschaft über die Rhapsoden und Schauspieler an das Publikum bringen, entwickelt er die *Magnettheorie* der Gefühle und Emotionen. Er behauptet nämlich, die Dichter hätten im begeisterten Rausch die Botschaft direkt von den Göttern per Eingebung empfangen und vermittelten sie über das Gefühl und die Emotionen an die Rhapsoden oder Schauspieler weiter, die ihrerseits die Botschaft der Götter, bzw. der Dichter an das Publikum per Gefühl und Emotion übertragen. Und dies, so sagt er, geschieht so wie wenn ein Magnet Eisen anzieht und diesem die Magnetkraft überträgt, so dass auch dieses magnetisch aufgeladene Eisen wieder anderes Eisen anziehen und magnetisch aufladen kann. Auf diese Weise entsteht eine Kettenbewegung des Rausches und der Begeisterung und die Vernunft spielt dabei gar keine Rolle. Schleiermacher behauptet in seiner Einleitung zu Platons *Ion* völlig zu recht, dass für Platon „das Werk des Dichters eine in den Gemütern hervorzubringende Bewegung ist.“

Platons Magnettheorie mag ein zweifelhafter Versuch sein, Ursachen und Wirkungen der Dichtkunst zu erklären, aber sie ist in sich selbst beachtlich und liefert uns nicht nur ein „massenpsychologisches“ Erklärungsmodell, das von Le Bon über Freud und Ortega y Gasset bis hin zu Canetti immer wieder gebraucht worden ist, sondern sie ist auch eine interessante Theorie der Schauspielkunst. Nach Platon übermittelt der Schauspieler die Botschaft des Dichters durch *emotionale Nachahmung*.

Das, wovon wir hier sprechen, sind keine Kleinigkeiten, und im 20. Jahrhundert gab es ein neues Echo derselben Problematik in Form eines Theaterstreits. Stanislawski entwarf ein Erziehungsprogramm für Schauspieler ganz im Geist Platons: die Schauspieler sollten sich voll mit der Rolle identifizieren und auch ihre Gefühls- und Bewegungswelt an das Theaterstück angleichen. Kurz: sie sollten sich so begeistern lassen, dass sie die gespielte Person *waren und nicht spielten*. Platon hätte wohl nicht umhin gekonnt, dem Stanislawski seinen Segen zu diesem Ausbildungsprogramm zu geben, aber er hätte sogleich gewarnt und gesagt, er, Stanislawski, solle nur ja nicht zu viele Schauspieler ausbilden, das würde der Gesellschaft schaden.

Dem widersetzte sich allerdings Brecht in seinem Essay *Das epische Theater* (1936) und anderen theoretischen Schriften zum Theater – und zwar im gleichen Zeitraum und unter unmissverständlichem Bezug auf Stanislawski, den er angriff. Er war in dieser Hinsicht ebenfalls und von ganzem Herzen Platoniker: Bei ihm sollten, ganz wie bei Platon, vernünftige und, ähnlich wie bei Aristoteles, emotional gebremste Menschen erzogen werden und das Theater sollte daher nicht nur unterhalten sondern *aufklären*. Weil Brecht aber wie Stanislawski und Platon an die Magnettheorie der Emotionen glaubte und deren Effekt auf das Theater wie Platon hasste, wollte er ein emotionsloses Theater, in dem die Schauspieler die einzelnen Teile des Theaterstückes nicht spielen sondern wie Argumente in einem Streitgespräch regelrecht *vor-führen*. Daher erfand oder propagierte er die sogenannte *Verfremdungstheorie* für das Theater. Die Schauspieler sollten sich - für den Zuschauer sichtbar und hörbar - von den von ihnen vorgestellten Personen auf der Bühne absondern, die Zuschauer sollten durch *Entfremdung* verstehen und eben nicht „hingerissen“ werden, sondern kühlen Kopfes die vorgestellten Personen und

Handlungen *bewerten*: „[D]ie Schauspieler vollzogen die Verwandlung nicht vollständig, sondern hielten Abstand zu der von ihnen dargestellten Figur, ja forderten deutlich zur Kritik auf ... Von keiner Seite wurde es dem Zuschauer weiterhin ermöglicht, durch einfache Einfühlung in dramatische Personen sich kritiklos (und praktisch folgenlos) Erlebnissen hinzugeben. Die Darstellung setzte die Stoffe und Vorgänge einem Entfremdungsprozess aus. Es war die Entfremdung, welche nötig ist, damit verstanden werden kann ...“ (*Das epische Theater*, S. 54).

VIII Schluss

Ich komme zum Schluss. Es ist eine alte Einsicht, dass Platon letztlich nur um drei Ideen bemüht war: Das Wahre, das Gute, das Schöne. Wir haben gesehen, dass er das Wahre durch eine Analyse von Ding und Begriff explizierte und zwei wissenschaftstheoretische Wege damit begründete: den essentialistischen Weg, den er selbst gegangen ist und den nominalistischen Weg, den die moderne Wissenschaftstheorie bevorzugt. Um das Gute zu explizieren, kontrastierte Platon Tugend und Macht, und sah, dass nur ein Staat mit fairen Gesetzen einen Ausgleich zwischen beidem zustande bringen kann, und er hat uns die Problematik seiner eigenen Utopie für immer als eine Aufgabe für das Denken und Handeln hinterlassen. Was das Schöne betrifft, so hat er es im Sinne seiner Zeit nur mit dem Guten zusammen bringen können, weil für ihn nur Personen schön sind und dies nur ihrer Gutheit wegen. Und was die Künste betrifft, so war er vielleicht dadurch verblendet, dass er wohl wußte, dass es diese nicht nur mit der Vernunft, sondern auch mit den Gefühlen und Emotionen zu tun haben, dass er sie aber gerade deswegen weit unterschätzte, weil er die Emotionen gegen die Vernunft abwertete. Darin scheint er mir Unrecht zu haben. Unser Wohlsein und der Friede mag wohl aus der Vernunft entspringen, aber unser Glück entspringt aus unseren Gefühlen und Gemütsbewegungen.

Meine Damen und Herren! Ich glaube nicht zuviel versprochen zu haben, wenn ich

Platon als einen Kartographen der philosophischen Landschaft dargestellt habe. Gewiss, was bei den Vorsokratikern noch ein kleines Eiland war, das mit wenigen Strichen zu umreißen ist, war bei Platon zu einer ausgedehnten Landschaft geworden, die er im Hin und Her des dialogischen Denkens unermüdlich vermessen hat. Die Karte dieser Landschaft, die er mit dem grauen Griffel der Vernunft gezeichnet hat, hinterließ er uns, um aber aus der Karte ein plastisches Modell zu machen und die Farben, die noch fehlten, hinzuzufügen, war ein neuer und erweiterter Blickwinkel nötig und ein Philosoph der den entsprechenden Standpunkt hatte. Er kam und war ein Schüler Platons. War er der zweite große Philosoph oder gar *der* Philosoph? Ich lade Sie zum nächsten Vortrag ein, den Jürgen Mittelstrass am elften Februar halten wird – über *Aristoteles*.